

Guido Braun

Kommentar: Friedensmacher der „ersten Reihe“

Jüngere Forschungen haben in den vergangenen fünfzehn Jahren dezidiert akteurszentrierte Ansätze in der Erforschung der frühneuzeitlichen Außenbeziehungen postuliert und dabei beachtliche Resultate erzielt, welche die Potentiale dieses methodisch innovativen Zugriffs auf bekannte ebenso wie weniger bekannte Quellenkorpora verdeutlichen.¹ Neben beachtlichen inhaltlichen Spektrumserweiterungen impliziert die Akteursorientierung, wie Indravati Félicité in ihrer prägnanten historiographischen Rückschau hervorhebt, eine bemerkenswerte „methodologische Vielfalt“ verbunden mit einem entsprechenden Impulsreichtum, die sich auch in den einzelnen Beiträgen dieser Sektion widerspiegeln. Unter den verschiedenen Forschungsrichtungen, die Félicité differenziert, kommt dem Problem der individuellen Interaktionen mit anderen Akteuren über die einzelnen Beiträge hinweg eine zentrale Bedeutung zu. Sie zeigen, in welch beachtlichem Maße das „Friedenmachen“ auf vielfältigen Akteuren (als Trägern unterschiedlicher Rollen und Interessen) und ihren komplexen Interaktionen beruhte und wie reduktionistisch und verzerrend angesichts dessen die in der älteren wie auch in Teilen der jüngeren Forschung anzutreffende Zuschreibung des Friedens an den einen, ‚großen‘ Architekten – etwa den französischen Kardinalpremier Jules Mazarin – erscheint.

Der Begriff „Friedensmacher“, der auf diese komplexe Akteursebene verweist, stellt einerseits ein heuristisch sinnvolles Forschungskonzept dar, andererseits aber auch einen (wenn auch nicht geläufigen, so doch zumindest punktuell nachweisbaren) Quellenterminus. Allerdings ist seine zeitgenössische Verwendung keineswegs notwendigerweise positiv konnotiert. Im Diarium des Osnabrücker Fürstbischofs Franz Wilhelm von Wartenberg, dem Gesandten Kurkölns auf dem Westfälischen Friedenskongress, wird der Begriff „friedenmachern“ im Plural auf die drei Gesandten gemünzt, die Siegrid Westphal in ihrem Beitrag als katholische

1 Grundlegend ist das – auch von Matthias Schnettger in seinem Beitrag als Ausgangspunkt gewählte – Sammelwerk *Hillard von Thiesen/Christian Windler* (Hrsg.): *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*. Köln/Weimar/Wien 2010, wenngleich sich in weiterem Sinne mit dem Beitrag Indravati Félicités durchaus auch von „vier Jahrzehnte[n] neuer, akteurszentrierter Diplomatiegeschichte“ sprechen ließe, ja sich sogar entscheidende Impulse seit den 1970er Jahren ausmachen lassen. Einen Wendepunkt der französischen und darüber hinaus internationalen Forschung markierte insbesondere die grundlegende Studie von *Lucien Bély*: *Espions et ambassadeurs au temps de Louis XIV.* Paris 1990.

Exponenten der „Dritten Partei“, einer losen, aber einflussreichen, friedensorientierten Gruppierung unter den Reichsständen in der Schlussphase der Friedensverhandlungen hervorhebt: Gemeint sind hier der Gesandte des bayerischen Kurfürsten Maximilian I., Johann Adolph Krebs, sowie die beiden Deputierten des Würzburger Fürstbischofs und Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn, Sebastian Wilhelm Meel und Johann Philipp von Vorburg. Ihnen wirft Wartenberg vor, über anderer Stände (und namentlich Kurtriers) „land, leuth und interesse“ ohne Rücksprache und „nach belieben“ mit den protestantischen Vertretern, dem Deputierten der ernestinischen Herzogtümer Wolfgang Konrad von Thumbshirn, dem Gesandten des Hauses Braunschweig-Lüneburg Jakob Lampadius und Heinrich Langenbeck, dem Gesandten Braunschweig-Celles auf dem Westfälischen Friedenskongress, zu verhandeln. Jenem Tagebucheintrag vom 19. April 1648 zufolge, der in den *Acta Pacis Westphalicae* (auch digital) ediert ist², waren die katholischen „Friedensmacher“ der von Siegrid Westphal analysierten „Dritten Partei“ also rücksichts- und rückgratlose Unterhändler, die im offensichtlichen Einvernehmen mit den Protestanten bereitwillig die Hände zum Schaden katholischer Reichsstände reichten. Aus der Feder eines Exponenten der prinzipienorientierten katholischen „Maximalisten“ kann diese Einschätzung zwar inhaltlich nicht überraschen, festzuhalten bleibt aber die sich darin manifestierende potenziell negative Konnotation eines im heutigen Sprachgebrauch eindeutig positiv besetzten Begriffs. Wenngleich einschlägige Studien fehlen, lässt sich vermuten, dass die positive Färbung auch in der Frühen Neuzeit vorherrschte, in der sich analoge Begriffsprägungen wie der lateinische Terminus „pacificator“ in der politischen Verkehrssprache offensichtlich mehr und mehr durchzusetzen vermochten.

Ungeachtet der unterschiedlichen Vorzeichen, unter denen der Begriff „Friedensmacher“ verwendet werden konnte, steht hinter dem angeführten Wartenberg-Zitat ebenso wie hinter den Beiträgen dieser Sektion die Kernfrage, wer den Westfälischen Frieden „gemacht“ hat und wie der jeweils spezifische Beitrag unterschiedlichster Akteursgruppen – sei es nun auf dem Wege der Verhandlungen oder über die Presseberichterstattung – dazu ausfiel. Machte tatsächlich die konsensorientierte reichsständische „Dritte Partei“ am Ende die entscheidenden Schritte auf dem Weg zum Friedensschluss oder waren es nicht eher die Botschafter der Großmächte an den Kongressorten, die in der Osnabrücker Tagungssektion über die „Friedensmacher der ersten Reihe“ eine bemerkenswert geringe Aufmerksamkeit erfuhren, oder gar die Fürsten, die Fürstinnen (auf europäischer

2 Vgl. *Acta Pacis Westphalicae*. Serie III Abt. C: Diarien. Bd. 3: Diarium Wartenberg. 2. Teil: 1647–1648. Bearb. v. Joachim Foerster. Münster 1988, S. 1084f.

Ebene denke man an Christina von Schweden) sowie die leitenden Minister an den Höfen wie Jules Mazarin in Paris oder – um das Beispiel eines ‚janusköpfigen‘, teils in Münster, teils in Wien wirkenden Akteurs zu nennen – der kaiserliche Obristhofmeister und 1645 bis 1647 Prinzipalgesandte Maximilian Graf Trauttmansdorff?

Die Beiträge zu dieser Sektion verdeutlichen, dass nicht von einem Entweder-oder auszugehen ist, sondern der Westfälische Frieden, sein Abschluss und seine Implementierung das Werk vieler Hände waren. Folgt man den von Jonas Bechtold untersuchten Zeitungsberichten, so zeigt sich, dass „schon während des Kongresses, vor allem ab 1647, eine zunehmend personalisierte Zuschreibung der Friedenserwartung auf Gesandte einsetzte“, denen, so Bechtold weiter, „gemeinschaftlich, das heißt in Abhängigkeit von ihrem Handeln und Verhalten zueinander, die Kompetenz zugeschrieben wurde, Frieden zu schaffen“. Unter dem Radar laufen dabei weitestgehend die Vertreter der „Dritten Partei“ und ihre reichsständischen Gegner, denn „[p]ersonalisierte Nennungen und Handlungszuschreibungen [...] blieben weitgehend auf die Gesandten von Kaiser und Kronen beschränkt“. Allerdings war die Zuschreibung der Friedenshoffnung an Gesandte (die ihrerseits bekanntlich Zeitungen nicht nur gelesen, sondern zum Teil auch gemacht haben), auch wenn wir uns auf die Zeitungsberichte beschränken, keineswegs exklusiv, denn auch die Fürsten und – nicht zu vergessen – Gott erscheinen darin als Friedensmacher oder doch zumindest als personifizierte Träger von Friedenshoffnungen, denn das „Erhoffte oder Erwartete“ erschließt sich aus den Zeitungen – Bechtolds überzeugender Interpretation zufolge – treffender als das ‚eigentliche‘ Geschehen.

Betrachten wir mit Félicité „Außenbeziehungen als ein Feld [...], das alle gesellschaftlichen Wirkungsbereiche umfasst, einschließlich der Wirtschaft und der ‚Kultur‘ im engeren sowie im erweiterten Sinne“, so stellte das Friedenswerk im Übrigen nicht nur eine politische und rechtliche, sondern auch ökonomische, soziale und kulturelle Leistung dar, an der Akteure und Akteurinnen auch auf territorialer und lokaler Ebene einen erheblichen Anteil hatten. Die Friedensverträge selbst konnten gleichwohl nicht ohne die Zustimmung und den Verhandlungsbeitrag der Signatarmächte und mithin auch des Kaisers sowie seiner Kongressgesandten als Akteure des Friedensprozesses abgeschlossen werden, gleich welcher politisch-militärische Druck reichsständischerseits aufgebaut wurde und welche beachtliche Rolle den mindermächtigen oder kleinstaatlichen Akteuren zukam, die (wie Félicité zu Recht hervorhebt) im Rahmen der Akteursorientierung verstärkt in den Fokus der Forschung gerieten.

Neben den bereits erwähnten forschungsgeschichtlichen Impulsen zeigen die Beiträge dieser Sektion auch die Potentiale der von Indravati Félicité konstatierten Erweiterung des Spektrums der potentiellen Akteure in den Außenbeziehungen auf, wobei namentlich der von ihr angesprochene Themenkomplex der Kommu-

nikation hervorzuheben ist, der insbesondere (aber keineswegs ausschließlich) im Beitrag Jonas Bechtolds zu den deutschsprachigen Presseberichten vom Westfälischen Friedenskongress adressiert wird – ein Sujet, zu dem der Verfasser bereits höchst innovative Studien vorgelegt hat.³ Neben den schon hervorgehobenen Ergebnissen seiner hier publizierten Untersuchung verdient die von ihm herausgearbeitete Tendenz der Zeitungsberichte Erwähnung, „das Kongressgeschehen in den Berichten an das Gesandtenpersonal der gekrönten Häupter zu binden“, das heißt an die Botschafter der Großmächte, die somit als zentrale Träger der Friedenshoffnungen und deren Enttäuschung oder Erfüllung erscheinen.

Unterhalb des Radars der Zeitungsberichte rangierend, zeigen allerdings jüngere Forschungen, dass reichsständische Akteurinnen (wie die Landgräfin von Hessen-Kassel) und Akteure keineswegs eine *quantité négligeable* bildeten, wie in dieser Sektion der bereits gewürdigte Beitrag von Westphal sowie derjenige von Matthias Schnettger veranschaulichen. Ausgehend von Hillard von Thiessens wegweisendem Aufsatz zur „Diplomatie vom *type ancien*“, der systematisch die Spezifika vormoderner Diplomatie herausarbeitet⁴, wendet sich Schnettger den „diplomatischen Vertreter[n] kleiner und kleinster Akteure“ zu, das heißt den reichsständischen Gesandten, verbunden mit der Leitfrage, ob sich – analog zu von Thiessens Klassifizierung – auf Reichsebene von „Diplomaten vom Typ ‚Empire‘“ sprechen lässt. Schnettger stellt Unterschiede und Gemeinsamkeiten dieses Subtyps im Hinblick auf die ständige und die außerordentliche Kongressdiplomatie, besonders beim Westfälischen Frieden, heraus, die ihm zufolge „die bis dato längste und eine der aufwändigsten Gesandtschaften überhaupt gewesen sein“ dürfte und in Verfahrensformen erfolgte, welche „die ständische Ordnung des Reichs zugleich abgebildet und bekräftigt“ haben. Diplomatischer Rang und sozialer Status, Bildungsprofil, Haushaltsgröße, fehlende oder allenfalls umstrittene Souveränitätsrechte der Auftraggeber sowie der Mangel an Erfahrungen aus ständigen Gesandtschaften oder überhaupt Missionen jenseits der Reichsgrenzen unterschieden diese reichsständischen Deputierten deutlich von den Vertretern (besonders Botschaftern) der Kronen, mit erheblichen Folgen für die Interaktionen untereinander, mit Dritten sowie innerhalb der Gesandtschaftshaushalte. Namentlich sei die durch von Thiessen als konstitutiv charakterisierte „Arbeitsteilung

³ Vgl. vor allem Jonas Bechtold: Die Elsassverhandlungen in den Zeitungsberichten zum Westfälischen Friedenskongress zwischen Information und Interpretation, in: *Francia* 45 (2018), S. 117–136.

⁴ Hillard von Thiessen: Diplomatie vom *type ancien*. Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtenwesens, in: ders./Christian Windler (Hrsg.), *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*. Köln/Weimar/Wien 2010, S. 471–503.

zwischen hochadligen Botschaftern und niederrangigeren Funktionsträgern⁵ auf die reichsständischen Deputationen bei den Westfälischen Friedensverhandlungen nicht übertragbar, insofern „gelehrte, nicht- oder niederadlige Diplomaten“ dort noch „kein Auslaufmodell“ gebildet hätten. Dennoch gab es Schnettger zufolge auch Gemeinsamkeiten des Subtyps *Empire* mit dem *type ancien*, von großer Bedeutung erweisen sie sich etwa hinsichtlich der Einbindung in Patronagenetzwerke und Hoffaktionen. War beim Subtyp wie beim Haupttyp ein „Karriereschub infolge ihrer Gesandtentätigkeit“ ein wichtiges Motiv diplomatischer Vertreter, bildete der Westfälische Friedenskongress insofern ein Spezifikum, als dort „viele dieser Herren im gesetzten Alter sich bereits in Spitzenpositionen befanden“ und auch, ebenso wie einige Gesandte der Kronen, in den Jahren nach dem Kongress (wenn nicht sogar in dessen Verlauf) verstarben. Unterschiede zwischen Sub- und Haupttyp seien hauptsächlich einerseits auf Ressourcenknappheit, andererseits auf die Spezifika der verfassungsmäßigen Stellung als Reichsstand zurückzuführen. Diese Unterscheidungsmerkmale, zu denen sicherlich auch unterschiedliche Grade an Autonomie und Handlungsspielräumen gehörten, müssen nicht notwendigerweise, so möchte ich hinzufügen, als gegenüber dem Haupttyp „defizitär“ angesehen werden, sondern können eben schlicht als Teil eines Alternativmodells verstanden werden, das allerdings nach dem Westfälischen Frieden mit der Verstetigung des Reichstages erhebliche Veränderungen erfuhr.

Die reichsständischen Akteure stehen schließlich auch im Beitrag Alexander Gerbers zur Rolle der Direktorialgesandten in den kurialen reichsständischen Beratungen im Hinblick auf Verfahrens- und Zeremonialkonflikte auf dem Westfälischen Friedenskongress im Fokus. Der konkrete Handlungsraum der hier untersuchten Akteure, die sich Gerber zufolge wie die übrigen Deputierten „vom Typ ‚Empire‘“ als „Funktionseelite des Reiches“ verstanden, erweist sich als „Spannungsfeld zwischen der Geltung von den Reichstagen hergebrachter Verfahrensmodi und den besonderen Umständen des Kongresses“. Er stellte die Direktorialgesandten somit vor besondere Herausforderungen, insbesondere bedingt durch die Trennung von Städte- und Fürstenrat in je eine Münsteraner und eine Osnabrücker Teilkurie. „Frieden machen“ bedeutete für sie zunächst, Verfahrensfragen und Zeremonialstreitigkeiten als Voraussetzung für eine reibungslosere Interaktion zu lösen, die teils auch bereits inhaltliche Friedensfragen darstellten oder mit ihnen verbunden waren. „Friedensmacher“ waren insofern also nicht zuletzt auch „Verfahrensmacher“, um den von Gerber abschließend gebrauchten Terminus aufzugreifen. Desungeachtet konnte sich nach Westphal jedoch gerade auch die „Umgehung bestehender Hierarchien und Verfahren“ in der Schlussphase der

5 Ebd., S. 496.

Friedensverhandlungen als durchaus friedensfördernd erweisen, weil sie eine ansonsten kaum erreichbare Dynamik ermöglichte.

In diesem Kontext verweisen die Kategorien des Vertrauens, auf das sich die Dynamisierung des Friedensprozesses stützen konnte, und auf der anderen Seite, bei den Friedensgegnern oder Skeptikern, des Misstrauens wiederum auf die zentrale interaktionistische Akteursebene. Friedensfähigkeit, so legen es die Befunde aus den hier dargebotenen Beiträgen zumindest nahe, konstituierte sich offensichtlich im Kern auf dieser Ebene.